

Der etwas andere Dialog
Epoche des Gedenkens:
zum Umgang mit
Erinnerungskultur in der
Einwanderungsgesellschaft

8. Oktober 2015



Die »Genshagener Noten« sind eine Publikationsreihe des Bereichs *Kunst- und Kulturvermittlung in Europa*. Sie widmen sich aktuellen gesellschaftsrelevanten Themen aus der Sicht der Kunst und Kultur. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf der deutsch-französisch-polnischen Zusammenarbeit im europäischen Kontext.

Das flexible Format dieser Reihe erlaubt es, in prägnanter Form Ergebnisse aus unseren Projekten darzustellen wie auch einzelne ausgewählte Personen zu Wort kommen zu lassen. Ziel dieser Reihe ist es, unsere Arbeit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Genshagener Noten erscheinen mehrmals im Jahr, sind online erhältlich und liegen auch in gedruckter Form vor.

Inhalt

Die Kunst der Erinnerung	3
Noémie Kaufman und Dr. Juliane Haubold-Stolle	
Die Gegenwart der Vergangenheit	6
Prof. Dr. Etienne François	
Du bist in uns, Soghomon Sghomonian – Warum Musik so mächtig ist	10
Marc Sinan	
Geschichte und Erinnerung in der Migrationsgesellschaft: <i>les perspectives franco-allemandes</i>	14
Rainer Ohliger	
Der Erinnerungsdiskurs von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Frankreich: eine viktimäre Gegengeschichte	18
Bernard Klein	
Erinnerungskultur in einer vielfältigen Stadt. Die Kunst des Teilhabens und das gemeinsame »Wir«	24
Dr. Nargess Eskandari-Grünberg	
Kurzbiographien der Autoren und Künstler	30
Impressum	32



Noémie Kaufman
Dr. Juliane Haubold-Stolle

Die Kunst der Erinnerung

2014 erhielt der französische Schriftsteller Patrick Modiano den Literaturnobelpreis für seine »Kunst der Erinnerung«. Für die Schwedische Akademie ist Modiano »ein Marcel Proust unserer Zeit«. Modianos permanente Spurensuche in der Vergangenheit fügt sich gut in den heutigen Zeitgeist des *Memory Booms* ein.

2014 und 2015 waren wichtige Gedenkjahre. 2014 fanden Gedenktage zu »100 Jahre Beginn des Ersten Weltkrieges«, »75 Jahre Beginn des Zweiten Weltkrieges« sowie »25 Jahre Mauerfall« statt. 2015 wurde der »100 Jahre Völkermord an den Armeniern«, »70 Jahre Ende des Zweiten Weltkrieges«, »20 Jahre Massaker in Srebrenica« sowie »25 Jahre Deutsche Einheit« gedacht. Die sicherlich außergewöhnliche Häufung solcher historisch bedeutender Ereignisse in diesen beiden Jahren lenkte selbstverständlich den Blick auf die Erinnerungskultur in Europa und auch die Stiftung Genshagen befasste sich im Oktober 2015 mit diesem Thema in ihrem neuen Veranstaltungsformat »Der etwas andere Dialog«. Dabei wird im Laufe einer Abendveranstaltung ein aktuelles gesellschaftsrelevantes Thema im Rahmen einer interdisziplinären Diskussion aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, eine künstlerische Position ist immer vertreten. Der erste »Etwas andere Dialog«, der sich also dem Thema »Epoche des Gedenkens: zum Umgang mit Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft« widmete, wurde in Zusammenarbeit mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. realisiert.

In einem Land wie Deutschland, in dem so intensiv und nachhaltig an der Aufarbeitung der Vergangenheit gearbeitet wurde, hat Erinnerung einen hohen Stellenwert. Erinnerung spielt jedoch in der Politik eines jeden Landes eine entscheidende Rolle. Dabei wird die Bedeutung der historischen Ereignisse in Europa je nach Nationalgeschichte sehr unterschiedlich gewichtet. Kollektive Vergangenheitsaufarbeitung kann dazu beitragen, Zugehörigkeitsgefühle zu schaffen, und da Erinnerungspolitik meist in nationalen Kontexten gedacht und durchgeführt wird, dient sie meist dazu, nationale Identitätsgefühle zu stärken. Jedoch ist dies in den pluralen europäischen Gesellschaften, die von kultureller Vielfalt geprägt sind, nicht mehr so selbstverständlich und führt zu der Frage, wie sich der Umgang mit Erinnerung in der Einwanderungsgesellschaft gestaltet.

Deutschland muss – wie die meisten postkolonialen europäischen Länder – seine kulturelle und politische Gruppenidentität neu aushandeln und sich mit der zunehmenden Interkulturalität seiner Bevölkerung auseinandersetzen. Bezüglich der Erinnerungskultur lassen sich in diesem Kontext zwei Perspektiven beobachten: Zum einen stellt sich die Frage, wie die Bedeutung historischer Ereignisse der Gesamtbevölkerung vermittelt werden kann, so dass sie von allen Bürgerinnen und Bürgern eines Landes verinnerlicht und als Teil der gemeinsamen Identität begriffen werden. In Deutschland lässt sich beispielsweise fragen, welche Bedeutung die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und insbesondere an die

Noémie Kaufman,
Stiftung Genshagen

Dr. Juliane Haubold-Stolle,
Volksbund Deutsche
Kriegsgräberfürsorge e. V.

Shoah oder aber auch die Erinnerung an das geteilte Deutschland für Menschen mit Migrationsgeschichte hat. Sind diese Themen auch für sie identitätsprägend? Zum anderen stellt sich in der Einwanderungsgesellschaft auch die Frage, wie diese mit der Geschichte der Zuwanderer und ihrer Kinder, mit der Geschichte der Migration selbst umgeht, welchen Stellenwert sie ihr beimisst und wie sie diese darstellt. Wird die Geschichte der Kolonialisierung und auch die Geschichte der Einwanderung überhaupt thematisiert, und wenn ja, wie und wo? Werden alle Bürgerinnen und Bürger – unabhängig von einem Migrationshintergrund – über diese Fragen informiert, damit auch die Geschichte der Zuwanderer eine geteilte Geschichte wird? Gibt es gemeinsame Gedenkorte und werden sie gewürdigt? Sind neben dem nationalen Geschichtsnarrativ ergänzende oder auch widersprechende Erzählungen überhaupt zugelassen? Durch die aufkommende Frage, ob eine nationale kollektive Erinnerung noch identitätsprägend sein kann und sein soll, werden bestimmte Herausforderungen der Einwanderungsgesellschaft deutlich.

Dies ist insbesondere im Bereich der Bildung wichtig, denn obwohl die kulturelle Vielfalt dort genauso präsent ist wie in allen anderen Bereichen der Gesellschaft, ist der Unterricht in vielen europäischen Ländern noch sehr stark durch nationale Konzepte geprägt und erschwert es so Schülerinnen und Schülern mit Migrationsgeschichte, sich darin wiederzufinden. Von besonderer Relevanz ist auch die Kunst bei diesem Thema – nicht nur für die Stiftung Genshagen: Sie spiegelt die Erfahrungen von Menschen in einer Gesellschaft, die zunehmend divers ist. Aber welche Rolle spielt die Geschichte in der Kunst und welche Antwort bringt die Kunst in der spannungsvollen Auseinandersetzung mit historischer Erinnerung in interkulturellen Zusammenhängen?

All diese Fragen wurden im Verlauf einer Abenddiskussion mit geladenen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern aus verschiedenen Bereichen debattiert. Im zweiten Teil des Abends ging die Berliner Musikgruppe »La Caravane du Maghreb« auf ihre Weise – mit der Sprache der Musik – an das Thema der Veranstaltung heran. Seit mehr als dreizehn Jahren spielt sie marokkanische und algerische Musik in Berlin, unter anderem auch traditionelle Gnawa-Musik. Die Gnawa sind eine ethnische Minderheit in Marokko, deren Vorfahren Sklaven aus verschiedenen westafrikanischen Ländern waren. Ihre Musik befasst sich mit dem Gefangensein, mit Zwang und Strapazen durch gewaltsamen Heimatverlust und mit den Herausforderungen der Eingliederung in ein neues soziales Gefüge. Mehr Informationen zu »La Caravane du Maghreb«, die mit ihren Liedern einen künstlerischen Zugang zum Thema des Abends ermöglichten, befinden sich am Ende der Genshagener Note.

Die Teilnehmenden der Diskussionsrunde haben nach unserer Veranstaltung im Herbst 2015 die hier veröffentlichten kurzen Texte geschrieben. Die Texte sind in alleiniger Urheberschaft der Autoren entstanden und stellen keine Meinungsäußerung der Stiftung Genshagen, des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. oder der Redaktion dar. Diese Texte können nicht all die oben gestellten Fragen beantworten; sie bilden jeweils nur einen Zugang zu diesem Thema ab, den des jeweiligen Autors. Wir erhoffen uns aber von ihnen Anregungen für die weitere Diskussion, die längst nicht abgeschlossen ist und angesichts der aktuellen Fragen von Ein- und Zuwanderung auch nicht sein kann.

Etienne François, französischer Historiker, emeritierter Professor der Technischen Universität und der Freien Universität Berlin, leitet in seinem Beitrag in diese Genshagener Note und in die Problematik des »kulturellen

Gedächtnisses« ein. Er skizziert die Entwicklung des historischen Gedächtnisses und stellt die Frage, was es bedeutet, wenn sich unsere Gesellschaften heute zur Erinnerung und nicht zur Geschichte als »Identitätsanker« hinwenden.

Eine ganz besonders umstrittene Erinnerung – die an den Genozid an den Armeniern – steht im Mittelpunkt des sehr persönlichen und politischen Textes von Marc Sinan. Der Komponist und Musiker erklärt, wieso die unbewältigte Vergangenheit, die zu thematisieren in der Türkei immer noch lebensgefährlich ist, für ihn selbst immer wieder Antrieb zu künstlerischem Schaffen ist. Eindrücklich verdeutlichen seine Worte und seine Werke, auf welcher anderen Art und Weise – im Vergleich zur Wissenschaft – Musik und Kunst allgemein Themen erfassen und vermitteln können.

Doch welche Erinnerung gehören zu den jeweiligen nationalen historischen Gedächtnissen und welche nicht? Welchen Platz haben die Migration und die Geschichte der Migrantinnen und Migranten in der Identität der deutschen und französischen Gesellschaft? Diesem Thema geht Rainer Ohliger, Migrationsforscher, in seinem Essay nach. Er untersucht, wie die französische und wie die deutsche Gesellschaft mit der Erinnerung an Migrationsbewegungen und an die Migrantinnen und Migranten in der Geschichtsschreibung und in den staatlichen Museen umgeht. Er unterscheidet dabei zwei unvollkommene Wege, die jeweils stark geprägt sind von der Geschichte der Migration in den beiden Ländern selbst.

Von seinen Erfahrungen aus der Praxis der historisch-politischen Bildung in Frankreich geprägt ist der Text von Bernard Klein. Der französische Leiter der deutsch-französischen Begegnungsstätte des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. in Niederbronn-les-Bains, Elsass, schildert die

Selbstdarstellung von Jugendlichen mit sogenanntem Migrationshintergrund als »viktimiäre Gegengeschichte«. Einige dieser jungen Menschen sehen sich selbst als Erben einer Opfergeschichte, in der Frankreich und seine weißen Bürgerinnen und Bürger die Schwarzen und Nordafrikaner immer unterdrückt und sie außerdem noch ihrer Geschichte beraubt haben. Klein, der diese Selbstdarstellung untersucht, weist auf ein sehr aktuelles Problem in Frankreich hin: der Nicht-Integration ganzer Teile der französischen Gesellschaft. Zum besseren Verständnis seines Textes werden in dieser Dokumentation auch Auszüge aus einem Interview des Rappers Niro abgedruckt.

Der Prozess, in dem wir als Gesellschaft verhandeln, welche Erinnerung zu »uns« und unserer Gruppe gehört, ist von Macht geprägt. Diesen Prozess analysiert die Stadträtin und Dezernentin für Integration in Frankfurt am Main, Dr. Nargess Eskandari-Grünberg, für ihre Stadt. Ihr Amt ist bemüht, durch die Unterstützung von verschiedenen kulturellen und politischen Initiativen Sprechmöglichkeiten und Räume der Verständigung über die gemeinsame Geschichte zu schaffen.

Bevor wir den Autorinnen und Autoren das Wort geben, möchten wir uns bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und der Bundeszentrale für politische Bildung für ihre finanzielle Unterstützung bedanken.



Prof. Dr. Etienne François

Die Gegenwart der Vergangenheit

Prof. Dr. Etienne François,
Historiker, Berlin

Seit einem guten Vierteljahrhundert ist in Europa und den westlichen Ländern ebenso wie in den anderen Kontinenten und ganz besonders in Südostasien eine regelrechte Explosion der Gedächtnis-Problematik zu beobachten. Als neuer kategorischer Imperativ unserer Welt wird das Gedächtnis zum Gegenstand einer Aufwertung ohnegleichen, die sogar so weit geht, die Geschichte zu verdrängen. Was sind die Gründe für diese Konjunktur des Gedächtnisses? Wie stellen sich die aktuellen Entwicklungen dar und welche neuen Beziehungen entstehen zwischen Gedächtnis und Geschichte? Mit diesen Fragen möchte ich mich hier kurz befassen.

Woran denkt man, wenn man heute von »Gedächtnis« spricht? Die Besonderheit der heutigen Zeit auf diesem Gebiet besteht darin, dass man mit dem Begriff »Gedächtnis« nicht so sehr das individuelle Gedächtnis verbindet, wie es von Generationen von Schriftstellern und Philosophen, von Augustinus bis Proust, Bergson oder Freud beschrieben und untersucht worden ist, sondern viel eher das kollektive Gedächtnis, wie es zum ersten Mal zwischen den beiden Kriegen vom Soziologen Maurice Halbwachs beschrieben und untersucht worden ist. Es handelt sich mit anderen Worten um das Gedächtnis von Gruppen, die selbst ganz unterschiedlicher Natur sind, angefangen von der Generation, dem Beruf oder der Region bis hin zur Nation oder zur ideologischen und politischen Gemeinschaft. Als kollektives Phänomen ist dieses Gedächtnis mehr als die Summe der individuellen Gedächtnisse der einzelnen Mitglieder der jeweiligen Gruppe; als interaktives Phänomen beruht es auf Austausch und stellt ein immaterielles Erbe dar, das dazu beiträgt, die Mitglieder der Gruppe zu einer Einheit zu verbinden, und ihnen ermöglicht, sich in der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft zu verorten. Daraus wird sofort ersichtlich, dass das kollektive Gedächtnis eine vor allem soziale und politische, kulturelle und symbolische Wirklichkeit darstellt.

Überall ist das in diesem Sinne verstandene Gedächtnis Gegenstand einer sehr starken Aufwertung. Es handelt sich hier um ein transnationales Phänomen großer Tragweite, ob man dabei wie Pierre Nora vom Eintritt in »die Ära des Gedenkens«, wie Henry Rousso

von der »Vergangenheitsbesessenheit« oder wie Aleida Assmann und Ute Frevert von »Geschichtsversessenheit« spricht. Die Wahrnehmung des Gedächtnisses als einer grundsätzlich positiven und unerlässlichen Wirklichkeit hat die Beschwörung einer »Gedächtnispflicht« zur Folge, wobei das Gedächtnis in den Rang eines ethischen und politischen Imperativs erhoben wird. Der Gedächtnis-Kult nimmt von nun an den Platz der Verehrung der Geschichte als unsichtbare Autorität ein. Und ebenfalls überall tritt dieses Gedächtnis fordernd und erobernd auf; indem es die Ächtung oder die Verdrängung anprangert, als dessen Opfer es sich empfindet, beansprucht es öffentliche Anerkennung und fordert, dass man ihm den Platz einräumt, den es verdient.

Der Aufwertung des Gedächtnisses entspricht der Misskredit, mit dem das Vergessen betrachtet wird. Man sieht in ihm eine Gefahr und eine Bedrohung, gegen die man gar nicht genug ankämpfen kann. Diese Ablehnung des Vergessens mag überraschend vorkommen, da in der Tat Erinnern und Vergessen die zwei Seiten derselben Medaille sind. Unter den vielen Gründen, die den Misskredit des Vergessens erklären können, scheinen mir zwei besonders bedeutend zu sein: Zum einen die völkerrechtliche Bestimmung der Unverjährbarkeit der Verbrechen gegen die Menschlichkeit durch die Nürnberger Prozesse – einem Begriff, der seitdem weltweit anerkannt und akzeptiert ist –, und zum anderen die Veränderung, die unsere Gesellschaften in Bezug auf die Zeit erfahren, sowie die wachsende Bedeutung dessen, was François Hartog vorgeschlagen hat, »Présen-

tisme« (das heißt die zunehmende Fokussierung auf die Gegenwart auf Kosten der Zukunft und der Vergangenheit) zu nennen.

Diese Aufwertung des Gedächtnisses geht einher mit der Priorität, die der schmerzhaften Erinnerung gewährt wird – auf Kosten der ruhmreichen bzw. der glücklichen Erinnerung – und hier zuallererst den schmerzhaften Erinnerungen des 20. Jahrhunderts. Hier bestätigt sich, was Ernest Renan in seiner Rede von 1882 gesagt hatte, und zwar, dass das Tragische konstitutiv für das Gedächtnis sei. Eine der wichtigsten Folgen dieser Entwicklung, die ihrerseits an das Trauma der Shoah und an die Emergenz eines transnationalen jüdischen Gedächtnisses gebunden ist, ist die Hervorhebung des Opfers zu einer zentralen Figur des Gedächtnisses. Im Gegensatz zu den Zeiten, in denen die zentralen Figuren des Gedächtnisses der Held und der Kämpfer waren – das heißt auch die Personen, die sich freiwillig als Opfer angeboten hatten –, wird das Opfer nach heutigem Verständnis mit der Unschuld *par excellence* gleichgesetzt. Verklärt durch die Ungerechtigkeit und die Verfolgungen, die es zu erleiden hatte, erhält das Opfer dadurch eine besondere Aura und unverjährbare Rechte – Anerkennung, Sonderstatus, sogar Entschädigung. Allerdings entfacht diese Aufwertung des Opfers als unerwünschte Nebenwirkung indirekt eine Dynamik der »Opfer-Konkurrenz«, die zugleich von der Aufsplitterung der Erinnerungs-Kulturen und der Internationalisierung des Gedächtnisses geprägt ist. Daher rühren die unlösbaren Gedächtnis-Konflikte, die man überall beobachten kann. Daher rührt auch die Unfähigkeit der staatlichen Instanzen, durch neue »Erinnerungs-Gesetze« die kollektiven Gedächtniskulturen zu normalisieren und zu vereinheitlichen.

Denn bei den Diskussionen um Vergangenheit und Gedächtnis geht es im Grunde um Politisches, Ethisches und Philosophisches. Da persönliche und gemeinschaftliche Subjektivitäten betroffen sind, mobilisieren sie weite Bereiche der öffentlichen Meinung und sind durch eine ausgeprägte Emotionalität gekennzeichnet. Jedes Mal, wenn diese Themen angeschnitten werden, spürt

man, dass man Vorstellungen, Werte und tief sitzende Gemeinschafts- und Identitätsgefühle anrührt – ganz gleich, ob es sich um die Identität einer Gruppe, eines Kollektivs, einer Nation oder einer ideologischen oder religiösen Gemeinschaft handelt. Dies erklärt wiederum die extreme Vielfalt der Protagonisten, die an den Diskussionen über das Gedächtnis teilnehmen und um die Deutung der Vergangenheit streiten – Politiker, Publizisten, Juristen, Journalisten, Sprecher von Gruppen und Gemeinschaften, Zeitzeugen und »Erinnerungs-Entrepreneure«. In diesen Diskussionen wird den Fachhistorikern meist nur ein Platz am Rande zugebilligt. Von den unterschiedlichen miteinander konkurrierenden Parteien gebeten, »die Wahrheit über die Vergangenheit zu sagen«, sind sie nur Protagonisten unter anderen, und wenn es vorkommt, dass sie – wie das bei Bronisław Geremek in Polen der Fall war – eine Rolle in vorderster Reihe spielen, so liegt das weniger an ihrer wissenschaftlichen und universitären Kompetenz, als vielmehr an ihrer moralischen und politischen Autorität.

Ganz anders ist es mit der Rolle, die Kunst und Literatur (im weitesten Sinne des Wortes) bei der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, insbesondere mit der belastenden Vergangenheit, spielen. Die zwei Begriffe, die sich für die Bezeichnung des Judenmordes in Europa durchgesetzt haben, nämlich Shoah bzw. Holocaust, sind beide Schöpfungen von Filmemachern¹. Die deutschsprachigen Empfänger des Nobelpreises für Literatur seit dem Zweiten Weltkrieg – Nelly Sachs, Heinrich Böll, Elias Canetti, Günter Grass, Elfriede Jelinek und Herta Müller – sind alle Autoren, die sich kritisch und eingehend mit der jüngsten Vergangenheit befasst haben, und wenn man den Blick auf die Autoren anderer Sprachräume erweitert, kann man feststellen, dass dies auch für die Mehrheit unter ihnen zutrifft – von Hemingway, Camus und Pasternak in den 1950er Jahren bis hin zu Mario Vargas Llosa, Patrick Modiano und Swetlana Alexijewitsch im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Die soziale, kulturelle und politische Aufwertung des kollektiven Gedächtnisses hat für die Sozialwissenschaften und be-



1 Anm. d. Red.: Der Autor bezieht sich auf den Dokumentarfilm »Shoah« von Claude Lanzmann (1985) und auf die US-amerikanische Serie »Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss« von Marvin Chomsky (1978). Erst durch diese Filme wurden beide Begriffe auch außerhalb Israels oder der jüdischen Gemeinden popularisiert und zu universalen Begriffen, um den Genozid an den europäischen Juden zu bezeichnen.

sonders für die Geschichtswissenschaft eine Herausforderung ersten Grades dargestellt. Als Antwort darauf hat letztere das behauptete Primat des Gedächtnisses in Frage gestellt, um aus ihm ein Untersuchungsobjekt zu machen. Die erfolgreichste Antwort wurde der zuerst in Frankreich in den 1980er Jahren durch den Historiker und Publizisten Pierre Nora entwickelte Ansatz der »lieux de mémoire«, das heißt der Untersuchung mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft der »Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität« eines Landes. Dieser neue Ansatz wurde sehr schnell zu einem Erfolg und auf viele andere Länder (darunter Deutschland) übertragen und adaptiert.

Innerhalb eines Vierteljahrhunderts hat sich das triumphierende Gedächtnis überall als eine kulturelle, soziale und politische Wirklichkeit ersten Ranges durchgesetzt. Seine Bedeutung wird von manchen als übermäßig betrachtet und es fehlt nicht an Stellungnahmen, die die Missbräuche, ja gar

die Tyrannei des Gedächtnisses kritisieren. Die Historiker, die zuerst versucht hatten, den Gegensatz zwischen Gedächtnis und Geschichte bis zum Äußersten zu betonen, erkennen heute im Gedächtnis eine grundlegende historische Wirklichkeit, in die sie eingebettet sind und an der sie in gleichem Maße als Akteure wie als Beobachter teilnehmen. Sie versuchen, das Gedächtnis zu historisieren und bemühen sich, aus ihm einen Gegenstand der Geschichte zu machen. Dennoch bleibt eine zentrale Frage offen, die von Paul Ricœur formuliert wurde und auf die bislang niemand, sei er Verfechter der Geschichte oder Verfechter des Gedächtnisses, eine überzeugende Antwort geben konnte, weil eine solche Antwort jenseits der Geschichte und des Gedächtnisses liegt: Was ist eine *juste mémoire* (wobei das französische Adjektiv *juste* gleichzeitig richtig, gerecht und angemessen bedeutet) und kann es sie überhaupt geben?



Marc Sinan

Du bist in uns, Soghomon Soghomonian – Warum Musik so mächtig ist

Marc Sinan, Komponist,
Berlin

Du bist ein Teil von mir. Du bist in meinem Hirn. Wir sind eins. Unsere Seelen schieben sich übereinander, die Herzen schlagen in einem Puls. Atme ein, atme aus, atme. Unsere Gedärme verweben sich. Unser Geschlecht verbindet sich. Unsere Glieder werden eins, unsere Haut wird eine Haut, unsere Augen sehen nur ein Bild, all unsere Sinne sind nur noch ein Sinn. Wenn ich zwei sage, bist Du in mir, Soghomon Soghomonian, genannt Komitas, die Stimme eines Volkes. Ich zähle bis fünfzehn, wenn ich bis fünfzehn gezählt habe, bin ich tot. Ich zähle bis fünfzehn, wenn ich bis fünfzehn gezählt habe, werden wir gemeinsam sterben.

Aus »KOMITAS«, Marc Sinan, Libretto: Holger Kuhla

Als 2007 Hrant Dink auf offener Straße erschossen wurde, wurde mir zum ersten Mal klar, dass man in der Türkei noch heute sterben kann, weil man Armenier ist und die Wahrheit ausspricht. Für mich war das ein Schock. Ich hatte die Warnungen meiner Mutter und die Tabuisierung ihrer eigenen Herkunft für schlicht übertrieben gehalten. Meine Großmutter war ein Kind armenischer Eltern, geboren 1908 am Schwarzen Meer. Als Siebenjährige verlor sie ihre Eltern, die vor den Vollstreckern des Völkermords an den Armeniern fliehen konnten. Sie sollten nie wieder zurückkehren. Vor diesem persönlichen Hintergrund und der systematischen Leugnung des Genozids durch die Türkei ist es mir ein Anliegen, die Ereignisse von 1915 im Osmanischen Reich aufzuarbeiten. Vorläufiger Höhepunkt ist mein Musiktheater »KOMITAS«, das im April 2015 im Kloster Irsee und am Maxim Gorki Theater in Berlin uraufgeführt wurde. Demnächst folgt das deutsch-türkisch-armenische Konzertprojekt »AGHET«.

Eine wesentliche Motivation für meine Arbeit ist die Frage, welche Implikation Vergangenheit – in diesem speziellen Fall: die nicht bewältigte Vergangenheit – für unsere Gegenwart und die Zukunft hat. Dabei ergibt sich das ästhetische Gefäß – die Musik, der Text des Librettos – als Folge der intensiven Auseinandersetzung mit den historischen Umständen und dient quasi als Kapsel, die künstlerisch das Unsagbare und Unbeschreibliche vermittelt und wahrnehmbar macht. In »KOMITAS« habe ich den großen

armenischen Komponisten und Musikethnologen Komitas Vardapet als Identifikationsfigur gewählt, in dessen traumatisiertes »Ich« der Zuschauer für die Dauer der Aufführung schlüpft. Komitas war eine schillernde und hochsensible Persönlichkeit, dessen Schicksal unmittelbar mit den Ereignissen von 1915 zusammenhängt. Er überlebte den Genozid, war aber durch seine Deportation so schwer gezeichnet, dass er bis zum Ende seines Lebens, 19 Jahre später, in geschlossenen Anstalten verweilen musste.

Es müssen 80.000 gewesen sein. Nicht einmal die Regierung wusste wohl, dass in der Statthaltertschaft von Ankara so viele von ihnen lebten. Beim Aufstand in Van hatten sie Türken getötet und jetzt waren sie an der Reihe. Zuerst wurden die Männer, Priester und Standespersonen aus der Gegend und den umliegenden Tälern deportiert. Der Statthalter schickte nach üblicher Gewohnheit einen Boten, um ausrichten zu lassen, dass sie gesund und wohlbehalten in Aleppo eingetroffen waren und wünschten, dass ihre Familien nachkämen. Rechnet man alle Kinder und Knaben bis zu 12 Jahren mit ein, zählte der Tross 6.400 Personen. Wenige Kilometer von der Stadt entfernt wurde in vier Tagen und Nächten jede Frau, jedes Mädchen, jedes Kind durchsucht, der gesamte Schmuck, Geld und kostbare Gegenstände eingezogen. Dann sagte man ihnen, die Regierung habe eine Amnestie erlassen und sie sollten wieder in die Stadt zurückkehren. An einem Bergabhang wurden sie von der Bevölkerung der Umgebung, etwa zehn- bis zwölftausend, erwartet. Die Statthaltertschaft hatte einen Tag zuvor diese Menschen zusammenrufen lassen, damit sie im Namen des Heiligen

Krieges ihren Religionspflichten nachkommen. Sie hatten alles mitgebracht, was ihnen zu Hause in die Hände kam, Beile, Äxte, Sicheln, Stöcke, Spitzhacken. Jeder konnte tun, was er wollte und konnte. Und es geschah, was geschehen musste. Keiner hat überlebt.
Aus »KOMITAS«

Es ist bemerkenswert und bestürzend, wie sehr die aktuelle Situation in Nordsyrien und im Irak mit den Ereignissen von 1915 verwoben ist: Raqqa war damals das Ziel der Deportationen durch die Jungtürken. Zahlreiche Armenier, die die Todesmärsche überlebt hatten, ließen sich in dieser Gegend nieder und konvertierten meist gezwungenermaßen zum Islam. Deren Nachkommen sind heute der Verfolgung durch den IS ausgesetzt, der in absurder Konsequenz sein Hauptquartier in einer geschwärzten armenischen Kirche in ebendieser Stadt eingerichtet hat. Viele dieser armenischstämmigen Menschen sind jetzt auf der Flucht nach Europa. Die Armenier wurden damals Opfer einer Bewegung, die einen homogenen Nationalstaat zum Ziel hatte, und in gewisser Weise verfolgt auch der IS ein ähnliches perverses Ziel. Westliche Mächte machten sich damals wie heute durch ihre Passivität zu Mittätern. Im Ersten Weltkrieg stellten sie eigene ökonomische und strategische Erwägungen über die Solidarität mit den Opfern.

Die Massenflucht von Menschen heute, deren Existenz bedroht oder vernichtet wurde, illustriert erneut die Dimension der Ereignisse von 1915. Die türkische Haltung, es habe sich lediglich um kriegsbedingte

Deportationen gehandelt, verpufft zu Feinstaub. Als verbrieft gilt: Damals wurden 1,5 Millionen Menschen von mörderischen Banden entweder sofort massakriert, zur Flucht gezwungen oder systematisch deportiert. Das Ziel war aber nicht eine mäßig begeisterte Europäische Union, die zumindest eine gewisse Sicherheit bietet, sondern schlimmer: das buchstäbliche Nichts. Die »Flucht« war nicht selbst gewählt, sondern erzwungen. Die Bedingungen der »Deportationen« damals waren – kaum vorstellbar – ungleich schwerer.

Welche Bedeutung kann angesichts von gegenwärtiger und vergangener Zwangsmigration unsere kulturelle Arbeit haben? Sie kann Wege aufzeigen. Denn Zivilgesellschaft wird geformt von Menschen, die vordenken, etwa von Philosophen, Wissenschaftlern, Publizisten oder Künstlern. Diese spezifische gesellschaftliche Gruppe bildet ihr Weltbild anhand persönlicher Erfahrung und Wahrnehmung und eben durch die Rezeption von Kunst. In einer Demokratie wirkt sich das zwar verzögert, aber unweigerlich auf die Politik und den Alltag der Menschen aus. Historisch zu beobachten ist dies in der gesellschaftlichen Aufarbeitung des Holocaust in der BRD, die eben auch zuallererst in künstlerischen Arbeiten vollzogen wurde: In meinem Feld, der Musik, bereits 1947 in Arnold Schönbergs Schlüsselwerk »Ein Überlebender aus Warschau«, op. 46.

Kunst kann demnach ein zentraler Impulsgeber für gesellschaftlichen Wandel sein. Sicher rührt auch daher die Angst autoritärer Strukturen vor freiem künstlerischen



Ausdruck – zu beobachten unter anderem in der heutigen Türkei. Als Enkel einer anatolischen Armenierin und eines Schwarzmeertürken empfinde ich eine große Nähe zu den Nachkommen der Opfer, aber auch zu den Nachkommen der Täter. Ich wünsche mir unbedingt, dass sie Abstand von der Leugnung nehmen, vor allem um ihrer selbst willen.

Doğan Akhanlı, ein türkischer Autor, der für seine Arbeiten zum Genozid bereits in Haft war, äußerte vor Kurzem im persönlichen Gespräch mit mir, dass seiner Meinung nach Hrant Dink nicht ermordet worden wäre, hätte er die Wahrheit vom Völkermord nicht immer wieder mantrahaft wiederholen müssen, weil Millionen Anderer die Wahrheit nicht ausgesprochen haben. Diese Anderen bestehen mehrheitlich aus Leugnern des Genozids, weil sie der türkischen »Version«

der Geschichte aufsitzen, die seit 1928 systematisch verbreitet wird. Doch es gibt auch Zweifler und Menschen, die sich schlicht nicht trauen, die Wahrheit auszusprechen. Das Klima der Angst, in der diese Anderen leben, hat sich seit 2007 nicht verbessert und durch die jüngsten Ereignisse eher zuge-spitzt. Es ist Gradmesser für die Unfreiheit der türkischen Gesellschaft und eine gefährliche Basis für die Willkür einer politischen Klasse, die es versteht, diese Furcht für ihre Ziele zu nutzen. Es gilt also, die türkische Zivilgesellschaft zu stärken, um von ihr ausgehend einen Wandel zu mehr Freiheit zu ermöglichen, *against all odds*. Mein Beitrag dazu ist ein musikalischer. Die Anerkennung des Genozids könnte einen wesentlichen Impuls zur Überwindung der eigenen Unfreiheit der türkischen Gesellschaft geben, davon bin ich überzeugt. Dass dies bald geschieht, darauf hoffe ich.

A close-up portrait of Rainer Ohliger, a middle-aged man with short, graying hair and a beard, wearing black-rimmed glasses, a dark blue suit jacket, and a striped shirt. He is looking slightly to the right of the camera with a neutral expression. The background is a dark, out-of-focus wall.

Rainer Ohliger

**Geschichte und
Erinnerung in der
Migrationsgesellschaft:
*les perspectives
franco-allemandes***

Rainer Ohliger,
Vorstandsmitglied des
Netzwerks Migration in
Europa e. V., Berlin

Deutschland und Frankreich sind heute beide Gesellschaften, die stark durch Migration geprägt sind. Allerdings unterscheiden sich die Muster teilweise. Beide Gesellschaften hatten Anteil an der Arbeitsmigration der fünfziger bis siebziger Jahre (Gastarbeiter/travailleurs immigrés). Beide Gesellschaften nahmen immer wieder politische Flüchtlinge und Asylsuchende auf. Frankreich hatte im Gegensatz zu Deutschland aber auch starken Anteil an der kolonialen und postkolonialen Migration, die in Deutschland nur eine untergeordnete Rolle spielte. Migration nach Deutschland wurde hingegen stark durch die Wechselbeziehungen zu Ostmittel- und Osteuropa geprägt. Deutsche Zwangsmigranten der Nachkriegszeit (»Flüchtlinge und Vertriebene«), politische Flüchtlinge zu Zeiten des Kalten Kriegs sowie Aussiedler und Spätaussiedler, also Angehörige deutscher Minderheiten, spielten in Deutschland eine Rolle für die Migration nach 1945.

Nicht nur die Migrationsbewegungen selbst, auch der Rahmen und der Kontext, in dem sich Migration und die Einbeziehung, Repräsentation und Partizipation von Migranten vollzogen, unterschieden sich zwischen Frankreich und Deutschland deutlich. Hier das postimperiale Frankreich mit einer globalen, zumindest aber auf Afrika orientierten Politik. Dort das besiegte und geteilte Deutschland, das zu einem geopolitischen Zwerg, aber einem wirtschaftlichen Riesen geworden war. Hier die Tradition einer universalistischen, theoretisch inklusiven Nationsvorstellung. Dort die ethnokulturellen Traditionsbestände von Herkunft und Abstammung, die potenziell exklusiv sind.

Hier ein Staatsangehörigkeitsrecht, das auf dem *ius soli* (Territorialprinzip) beruht, dort für lange Zeit das *ius sanguinis* (Abstammungsprinzip) als leitende rechtlich-politische Kategorie. Hier ein Land, das seine Geschichte weitgehend im Schein der nationalen Glorie zelebrierte. Dort ein Land, das Schritt für Schritt ein stark gebrochenes und parzelliertes Geschichtsbewusstsein ausbildete. Hier das Muster eines zentralisierten Nationalstaats und dort ein hochgradig föderales System.

Der Blick auf die Geschichte durch die Brille der Migration zeigt, dass es im deutsch-französischen Vergleich eine Reihe von Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede gibt in der Art und Weise, wie Migration und ihre Geschichte in das nationale Narrativ eingepasst werden. Dabei soll die Frage nach der Institutionalisierung auf den Bereich der Musealisierung gerichtet sein. Oder einfacher formuliert: Wie spiegelt sich die Geschichte der Migration in den Museen des jeweiligen Landes wider und damit in einem narrativen Angebot für die Gesellschaft?

Blickt man auf die historischen Narrative Frankreichs und Deutschlands ist zunächst einmal festzustellen, dass beide Länder stark national kodierte Erzählungen aufweisen. Und die Geschichte, vor allem in ihrer erinnerungskulturellen Ausformung und Praxis, vollzieht sich im Rahmen des Nationalstaats. Nation und Nationalgeschichte sind zwar keine siamesischen Zwillinge, aber wechselseitig miteinander verwoben. Man könnte diese, natürlich nicht ausschließlich, aber dennoch vorwiegende

nationale Orientierung anhand von Anlässen für historische Feiern, Gedenkorten und anderen Erinnerungspraktiken, aber auch von Schulbüchern oder historisch informierten gesellschaftspolitischen Diskursen aufzeigen. Strukturell gibt es dabei Gemeinsamkeiten, aber die jeweiligen erinnerungskulturellen Inhalte des nationalen Gedenkcontainers und die Referenz- und Zeichensysteme unterscheiden sich.

Wie passt nun Migration und ihre Geschichte in dieses Interpretationsraster? Erst einmal gilt festzustellen, dass Migration und Migranten als Fremde in der Regel quer zur Vorstellung der auf Einheit zielenden *Nation* liegen. Auch zielt das Verständnis des *Nationalstaats* als eine das Territorium, die Grenzen und die Staatsbevölkerung kontrollierende Institution auf Ausschluss, zumindest aber auf Steuerung von Migration und Migrationsbewegungen. Migration steht also für das signifikant Andere des *Nationalstaats*. Der *Nationalstaat* west- und mitteleuropäischen Zuschnitts »erfindet« sich üblicherweise in Abgrenzung zu Migranten und der Geschichte der Migration. Dieser idealtypische Kontrast kann aber durchaus durchbrochen werden. Dies war in Frankreich nach der Revolution der Fall durch die Universalisierung der französischen Nationsvorstellung als Werte- und Willensgemeinschaft, zu der qua *volonté* jeder dazugehören konnte. Dies galt theoretisch auch für Minderheiten und Migranten, so sie sich dem republikanischen Kommit und Regelsystem unterwarfen. Das deutsche Modell mit seinen ethnokulturellen Grundierungen der *Nation* hatte diese Offenheit so nicht. Aber es war auf eine andere, sehr selektive Art und Weise auch inklusiv. Es bezog nämlich alle jene Personen ein, die außerhalb des *Nationalstaats* als »deutsche Volkszugehörige«, vor allem in Ostmittel- und Osteuropa, lebten. Hier liegt einer der Gründe für die schnelle Eingliederung von deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen

nach 1945 und von deren Epigonen, den Ausiedlern in der Nachkriegszeit bis um die Jahrtausendwende. Man mag hinzufügen: Das Opfernarrativ, für das diese Gruppe stand, machte die schnelle Integration auch einfacher. Die Erzählung über die eigene Opferrolle im Kontext anderer deutscher Opfer (Bombenopfer, Wehrmachtssoldaten als Opfer) war dabei ein mentalitätsgeschichtlich beschleunigender Faktor.

Wie spiegelt sich dies nun in deutschen und französischen Museen wider? Dies soll kurz am Beispiel erläutert werden. Dafür mögen die Diskussionen um das französische Museum der Migration (»Musée de l'histoire de l'immigration«, ursprünglich: »Cité nationale de l'histoire de l'immigration«) in Paris, die »Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung« (ursprünglich: »Zentrum gegen Vertreibungen«) in Berlin, die bislang gescheiterte Errichtung eines deutschen Migrationsmuseums und die überaus erfolgreiche Repräsentation von Migrationsgeschichte in Wechselausstellungen unterschiedlicher deutscher Museen dienen.

Frankreich ist das erste europäische Land, das ein Migrationsmuseum eröffnet hat, und zwar im Jahr 2007 in Paris. Der Errichtung und Eröffnung ging eine über zwanzigjährige Diskussion voraus, die überwiegend von zivilgesellschaftlichen Akteuren, z. B. Migrantenorganisationen, getragen worden war. Erfolg war dem Unterfangen aber erst beschieden, als sich staatliche Akteure in die Diskussion und Planungen einbrachten, die dann auch die Umsetzung in die Hand nahmen. Das Ergebnis ist ein Migrationsmuseum, das Migrationsgeschichte nationalisiert und in den bestehenden Rahmen des nationalen Narrativs einfügt: das Einwanderungsmuseum als neues Nationalmuseum, wie es der Historiker Joachim Baur nannte.² Die Universalisierung des republikanischen Modells, der Migrant als *citoyen*, wurde also mit der narrativen Nationalisierung von



Migrationsgeschichte unterfüttert. In Deutschland gibt es seit der Jahrtausendwende zwar auch zivilgesellschaftliche Initiativen, ein deutsches Migrationsmuseum zu schaffen. Diese Initiativen haben aber bislang nicht zur Errichtung einer eigenständigen Institution geführt, sieht man einmal vom »Haus der Auswanderung« in Bremerhaven ab, das sich seit einiger Zeit auch mit dem Thema Einwanderung beschäftigt. Allerdings entsteht in Deutschland zurzeit ein anderer Ort, der sich eines Teils der deutschen Migrationsgeschichte annimmt: Unter dem Dach des Deutschen Historischen Museums wird in Berlin ein Museum für die Geschichte der deutschen Zwangsmigration der Nachkriegszeit (»Flüchtlinge und Vertriebene«) eingerichtet. Dieser neue Erinnerungsort fügt sich in das spezifisch deutsche Narrativ ein. Insofern kann man auch hier von der Einpassung eines Teils der Migrationsgeschichte in einen national-narrativen Erzähl- und Deutungszusammenhang sprechen. Man muss fairerweise aber hinzufügen, dass die Genese dieses neuen Ortes überaus kontrovers war und ist.

Wie steht es nun aber in Deutschland mit der Einfügung der weiteren Migrationsgeschichte in die musealen Zusammenhänge? Wie erwähnt, gibt es in Deutschland bislang kein Pendant zum französischen Migrationsmuseum. Allerdings gab es in den letzten knapp 20 Jahren eine wahre Flut an migrationshistorischen Wechselausstellungen in den verschiedensten Museen. Stadtmuseen, Landesmuseen, aber auch die beiden Nationalmuseen oder das Deutsche Hygienemuseum in Dresden nahmen sich des Themas an. Man mag darin einen spezifisch deutschen Zugang zur Repräsentation der Migrationsgeschichte sehen, nämlich einen, der sich in das föderale Gefüge des Landes einpasst. Wagt man eine Interpretation dieses Befunds, könnte man zu der Schlussfolgerung gelangen, dass sich die Repräsentation der spezifischen Migrationsgeschichte Frankreichs und Deutschlands auch aus vorgegebenen Pfadabhängigkeiten und nationalen Strukturen ergibt.

² Joachim Baur: *Einwanderungsmuseen als neue Nationalmuseen. Das Ellis Island Immigration Museum und das Museum »Pier 21«*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 2 (2005), H. 3 *Zeithistorische Forschungen* (<http://www.zeithistorische-forschungen.de/3-2005/id%3D4406>) [Zugriff: 14.12.15].

A close-up photograph of Bernard Klein, a middle-aged man with a beard and receding hair, wearing a dark suit, white shirt, and patterned tie. He is holding a black microphone to his mouth and looking slightly to the right. The background is a plain, light-colored wall.

Bernard Klein

Der Erinnerungsdiskurs von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Frankreich: eine viktimäre³ Gegengeschichte

Bernard Klein, Leiter der Internationalen
Jugendbegegnungs- und Bildungsstätte
Albert-Schweitzer, Niederbronn-les-Bains

3 Anm. d. Red.: Dieser Text wurde aus dem Französischen übersetzt. »Viktimär« kommt vom französischen Wort »victime«, das »Opfer« bedeutet. Somit ist hier eine Erzählung aus der Opferrolle heraus gemeint.

4 Henri Saint Jean, *Les enfants de l'immigration: identité inachevée, normes à inventer*, 2008, http://base.socioeco.org/docs/_docs_00_33_87_25_pdf_hsj-barecelona_fin_2.pdf [Zugriff: 18.11.2015].

5 Laëtitia Aissaoui, Myriam De Sousa, *Étranger ici, étranger là-bas. Les discours identitaires des jeunes issus de l'immigration en France*, in: Synergies Monde, Nr. 5, 2008, S. 17–27.

6 Anm. d. Red.: Das Denkmal der Märtyrer in Algier ist dem Gedenken an die Opfer der Kämpfe um die nationale Befreiung (s. Fußnote 12) gewidmet.

7 Anm. d. Red.: Der Algerienkrieg (s. Fußnote 12) ist bis 1999 nicht als solcher von Frankreich anerkannt worden, sondern wurde als »algerische Ereignisse« bezeichnet. Dies ist ein Beispiel dafür, dass die Erinnerungsarbeit zum Algerienkrieg in Frankreich noch nicht abgeschlossen ist und immer noch kontroverse Debatten hervorruft, die im Rahmen des Schulunterrichts nicht in ihrer ganzen Komplexität dargestellt werden.

8 Anm. d. Red.: Am »Marsch für Gleichheit und gegen Rassismus« von Marseille nach Paris nahmen 1983 mehr als 100.000 Menschen teil, um ein klares Zeichen gegen Rassismus zu setzen. Bei diesem Ereignis wurden die jungen Franzosen nordafrikanischer Abstammung aus den Vorstädten zum ersten Mal in Frankreich wirklich wahrgenommen.

9 Anm. d. Red.: »Beur« ist ein Begriff aus der »Verlan«-Sprache (eine französische Jugendsprache bei der die Silben umgekehrt werden), der »arabe« bedeutet. Mit diesem Ausdruck werden junge Franzosen maghrebischer Herkunft bezeichnet.

Ich wurde darum gebeten, von meiner Erinnerungsarbeit mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu berichten. In meinem Beitrag habe ich versucht, die Grundelemente eines »gegengeschichtlichen« Identitätsdiskurses herauszuarbeiten. Es versteht sich, dass diese »Revision der offiziellen Geschichte« nicht und auch nicht in gleichem Maße für die betreffende Gruppe kennzeichnend ist. Durch die »sich entwickelnden multiplen und pluralen Identitäten«⁴ der Jugendlichen mit Migrationshintergrund und durch ihre Identitätskrise⁵ ergeben sich Unterschiede und Modulationen im identitären Geschichts- oder Erinnerungsdiskurs.

Bei unseren Projekten mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund konnte ich feststellen, dass es einen relativ redundanten Identitätsdiskurs gibt. Ich erinnere mich zum Beispiel an Isabelle, die von einem deutsch-französischen Ehepaar adoptiert wurde und ihrem Herkunftsland Senegal eine geradezu kultische Verehrung entgegenbrachte, ohne je dort gewesen zu sein, oder an Kevin, der regelmäßig von Zornausbrüchen gepackt wurde, wenn von der Ausplünderung seines Herkunftslands Kongo die Rede war. Die Kolonialgeschichte und ihre Behandlung im Unterricht wird auch von Justine in Frage gestellt, einer Reiseleiterin maghrebischer Herkunft, die erklärt, sie habe bei einer Fahrt nach Algier am Denkmal der Märtyrer⁶ die Tabus⁷ unseiner staatlichen Bildungswesens entdeckt.

Ich könnte noch viele weitere Reaktionen oder Forderungen anführen, die zu hören waren bei unseren Projekten, in denen Geschichte und Erinnerung, also Identität, eine wichtige Rolle spielen. Aber lesen wir nur, was Nourredine Bahri, genannt »Niro«, ein 28-jähriger französischer Rapper marokkanischer Herkunft, kürzlich in einem Interview sagte. (s. S. 22 und 23) Fast alle Bestandteile der Identitätsansprüche der Migrant*innen sind in seinem Diskurs in kondensierter und deutlich artikulierter Form enthalten.

Ich glaube, dass wir es hier mit einer **Gegengeschichte** nach Art jener subnationalen Identitätsansprüche zu tun haben, wie sie in den siebziger und achtziger Jahren in Frankreich vorgebracht wurden. Der »mig-

rantische« Identitätsdiskurs hat sich im Zuge des Sieges der Sozialisten 1981 und parallel zu den Forderungen der kulturellen Minderheiten Frankreichs formiert. Er wurde sichtbar und unüberhörbar durch den »Marsch für Gleichheit und gegen Rassismus«⁸ von 1983, dem sogenannten »Marche des Beurs«⁹, der selbst zu einem Gegenstand der Erinnerung mit seinen »Veteranen« geworden ist.

Hier die wichtigsten Strukturelemente dieser Gegengeschichte:

Idealisierung Afrikas. Die Ursprünge werden verherrlicht, Afrika habe demnach vor der Kolonisierung ein permanentes Goldenes Zeitalter erlebt. Afrika ist hier ein generischer Begriff, ein kontinentales imaginäres Vaterland. Während sich viele Europäer fragen, ob es so etwas wie eine europäische Identität gibt, werden Afrika und die Afrikaner als eine kontinentale Gemeinschaft betrachtet, die die Jugendlichen aus Nordafrika mit denen aus dem subsaharischen Afrika verbindet. Im Diskurs von Niro ist es symptomatisch, dass diese Solidarität offenbar auf ein und derselben Herkunft von Kolonisierten und Sklaven (»Wir sind alle Nachfahren von Sklaven«) beruht. Tatsächlich wird diese Gemeinschaft vor allem als eine von Opfern betrachtet. Die Sklavenhalter-Vergangenheit der Afrikaner wird auf diese Weise verschwiegen, was freie Bahn schafft für ein vereinfachtes und einseitiges Geschichtsbild. Man könnte sich fragen, ob diese Viktimisierung durch die Geschichte nicht dazu genutzt wird, ihre in den Stadtvierteln erlebte soziale Lage dauerhaft festzuschreiben. Oder sogar zu rechtfertigen?

Ein ausgebeutetes Paradies. Dieses ideale Afrika war natürlich reich und wurde demzufolge von den Eroberer-Kolonisatoren ausgebeutet. Niro stellt einen direkten Zusammenhang mit der heutigen Armut Afrikas her, seiner Ausplünderung durch die heute reichen Europäer. Eine simple Anwendung des Prinzips der kommunizierenden Röhren. Es ist symptomatisch, dass für ihn Kleopatra – sowie auch Karl der Große – irrelevant ist, ebenso wie das »vorislamische« Ägypten. Diese doch durchaus afrikanische Welt der altägyptischen Kultur gehört nicht zu seinem »afrikanischen« Opfer-Bild.

Ausgeplündert und diskriminiert. Aus dieser Ausbeutung des Kontinents wird unmittelbar abgeleitet, dass Frankreich in der Schuld gegenüber den afrikanischen Nachkömmlingen steht. Der heutige Wohlstand Frankreichs sei unrechtmäßig, und noch dazu sei die Mehrzahl der Migrantenkinder davon ausgeschlossen, also doppelt bestraft. Jede Infragestellung dieses vereinfachten Schemas, wie etwa die ungeschickte Gesetzesvorlage zur »Anerkennung der Wohltaten der Kolonisierung«, war ein fruchtbarer Nährboden für die Unruhen der selbsternannten »Eingeborenen der Republik« von 2005, die sich vorgenommen haben, Frankreich auch gedanklich zu »entkolonisieren«.

Unverjährbare Entschädigungsansprüche. Die Sklaverei spielt im Diskurs der Jugendlichen mit Migrationshintergrund eine wichtige Rolle. Als Opfer unter den Opfern haben die Nachfahren ein Recht auf Entschädigung. Frankreich ist ihnen gegenüber nicht nur Angeklagter, sondern auch Schuldner. Diese

Forderung wurde bereits auf fundierte Weise durch den CRAN (Conseil Représentatif des Associations Noires)¹⁰ formuliert und wird ganz real vorgebracht: Die französische Justiz hat im Jahre 2013 die Klage einer Bürgerin aus Guadeloupe zugelassen, die aufgrund ihrer Abstammung von Sklaven eine Entschädigung verlangte, weil die Sklaverei seit 2001 ein »unverjährbares Verbrechen gegen die Menschlichkeit« ist.

Das »durch« und »für« Frankreich vergossene Blut. Frankreich stünde auch in der Schuld gegenüber jenen, die sich noch aus anderen Gründen als Erben von Opfern betrachten. Der Blutzoll, das Opfer für das Vaterland, sei nicht in gerechtem Maße anerkannt worden. Zwei Erinnerungen stehen sich gegenüber: die der Migranten aus der Zuwanderung der sechziger Jahre und die der Nachkommen von Harkis¹¹. Das »für Frankreich« vergossene Blut wird auch zum »durch Frankreich« vergossenen Blut (im Befreiungskampf der FLN¹² oder durch die im Stich gelassenen Harkis). Auch hier gehen die Forderungen über eine bloß symbolische Anerkennung hinaus. Im Jahre 2006 sorgte der Film »Indigènes« (dt.: »Tage des Ruhms – Die vergessenen Helden des Zweiten Weltkriegs«) und die Mitwirkung des Schauspielers Jamel Debbouze für die Freigabe der seit 1959 eingefrorenen Militärpensionen.

Der vergossene Schweiß. Immer wieder erinnert die identitäre Gegengeschichte daran, dass die Väter und Großväter nicht nur Frankreich befreit, sondern auch nach 1945 »wiederaufgebaut« hätten. Die Nachkommen beanspruchen in dieser Eigenschaft

¹⁰ Repräsentativer Rat der schwarzen Vereine

¹¹ Anm. d. Übers.: Die »Harkis« sind algerische Soldaten, die für Frankreich gekämpft hatten.

¹² Anm. d. Red.: FLN steht für »Front de Libération Nationale«, die Nationale Befreiungsfront. Die FLN ist eine algerische politische Partei, die 1954 gegründet wurde mit dem Ziel, die Unabhängigkeit Algeriens von Frankreich durchzusetzen. Der Algerienkrieg (1954-1962), der von Gräueltaten auf beiden Seiten geprägt war, fand hauptsächlich auf algerischem Territorium statt, hatte aber auch weitreichende politische Auswirkungen in Frankreich, unter anderem die Rückkehr De Gaulles an die Macht und das Ende der Vierten Republik. Der Krieg endete mit der Unabhängigkeit Algeriens 1962. In diesem Kontext kam es zur massiven Flucht verschiedener Gruppen nach Frankreich (Franzosen, Pieds-Noirs (Algerienfranzosen), Juden) und zum Massaker an Tausenden von Harkis in Algerien.



La Caravane du Maghreb

zumindest den durch diese Arbeit ererbten »Respekt« (ein Schlüsselbegriff ihrer Forderungen), vor allem wenn sie selbst heute keine Arbeit haben.

Das Recht auf die historische »Wahrheit«. Laut diesem Diskurs verschweige das nationale Bildungswesen nicht nur die Geschichte der Herkunftsgemeinschaften, es verschleierte und verdeckte auch das von Frankreich ihnen gegenüber begangene Unrecht (»die Gräueltaten«). Auch hier zeigt sich ein doppeltes Opferbewusstsein: einerseits durch die Geschichte (Darstellung als Erben der Besiegten und Beraubten) und andererseits durch die verschwiegene, banalisierte oder verfälschte Erinnerung.

Die Konkurrenz der Erinnerungen. Diese Ansprüche werden nicht nur direkt, sondern auch aus dem Blickwinkel einer Konkurrenz

zwischen Sklaverei- und Holocaust-Gedenken zum Ausdruck gebracht. Auch hier betrachten sich die »Erben« – die »Ghettoisierten« – als die Vergessenen der Erinnerung. Der Holocaust wird in ihren Augen hochstilisiert und deshalb überbewertet gegenüber jenem anderen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, mit dessen Opfern sie sich solidarisch fühlen.

Konkretisierung und Politisierung. Diese historische Konkurrenz findet ihre Aktualisierung in den Nahostkonflikten, vor allem im jüdisch-palästinensischen Konflikt oder sogar im sogenannten Kampf der Kulturen zwischen dem Westen und der islamischen Welt. Auf nationaler Ebene wäre die Islamophobie diejenige Ideologie, die in den französischen Vorstädten die koloniale Diskriminierung weiterführt.

Auszüge aus einem Interview vom 31.10.15 mit dem Rapper Niro beim Sender Rapelite ¹⁴

Die »Identitätserzählung« der Jugendlichen mit Migrationshintergrund lebt von einem Erinnerungskapital, das ausschließlich viktimär ist und systematisch im Gegensatz zu Frankreich und seinem offiziellen Erinnerungsdiskurs steht. Es wird immer wieder angereichert durch betroffene Minderheiten, die dieses Narrativ aktualisieren, wie auch durch eine einseitig entkolonialisatorische und schuldorientierte Geschichtsschreibung.

Als solche haben diese Ansprüche durchaus eine historische Berechtigung und eine reale historische Grundlage. Es ist deshalb Sache der Lehrenden, der Historiker oder ganz allgemein der »sozialen Akteure«, dafür zu sorgen, dass die Jugendlichen herauskommen aus einem reduktionistischen Dualismus von Siegern und Besiegten, der den Weg zur nationalen und europäischen Integration versperrt, und aus einem verhängnisvollen Determinismus, der ihre heutige Situation erklären soll.

Zu diesem Zweck sollte der Diskurs der Gegengeschichte kontrovers und interkulturell analysiert und diskutiert werden. Diese Betrachtungsweise erfordert auch ein hohes Maß an pädagogischem Feingefühl, denn es ist nichts weniger als eine kollektive Psychologie¹³, die sichtbar gemacht und dekonstruiert werden muss.

Niederbronn-les-Bains
3 Tage vor dem 13.11.2015

»Frankreich würde vielleicht gar nicht mehr existieren, wenn Afrika es nicht wiederaufgebaut hätte. Der Wohlstand Frankreichs [...] kommt aus Afrika. Wenn heute Nadine Morano [...] meint, dass Frankreich ein Land der weißen, christlichen Rasse ist, dann kann man sagen, dass das historisch richtig ist, die Franzosen, das ist ein Land, das weiß ist, katholisch etc., aber du kannst das Frankreich von früher nicht mit dem Frankreich von heute vergleichen. Das Frankreich von heute, das ist multikulturell, ob du willst oder nicht.«

»Ich würde gern die Geschichte Palästinas kennen, aber in der Schule wird das nicht unterrichtet. [...] Warum soll das nicht die Aufgabe des französischen Staates sein? Wenn das so ist, dann bringt mir auch nicht bei, was in Ägypten passiert, die Pharaonen sind mir scheißegal, Kleopatra kann mich mal [...] aber wenn du schon davon sprichst, dann sprich auch von der Sklaverei, sprich auch von der Geschichte Afrikas, von der wahren Geschichte, nicht von der, die in den Schulbüchern verfälscht wird, [...] und sprich auch von Palästina!«

¹³ Anm. d. Red.: Den Begriff der kollektiven Psychologie prägte der französische Soziologe und Philosoph Maurice Halbwachs.

¹⁴ Das Video des vollständigen Interviews kann hier angesehen werden: <http://www.rapelite.com/interviews/niro-je-suis-francais-mais-quand-jallume-ma-tv-je-nai-pas-envie-de-letre> [Zugriff: 14.12.15].

»Das französische Bildungssystem [...] mal abgesehen von der Mona Lisa oder von [...] Karl dem Großen, ok [...] man lernt etwas über die Kultur des Landes, in dem man lebt [...] aber man würde auch gern etwas über die Kultur von Brüderchen Aboubakar lernen, der neben mir sitzt, oder über die des Brüderchens aus dem Kongo [...]. Es müsste ein besseres Gleichgewicht geben.«

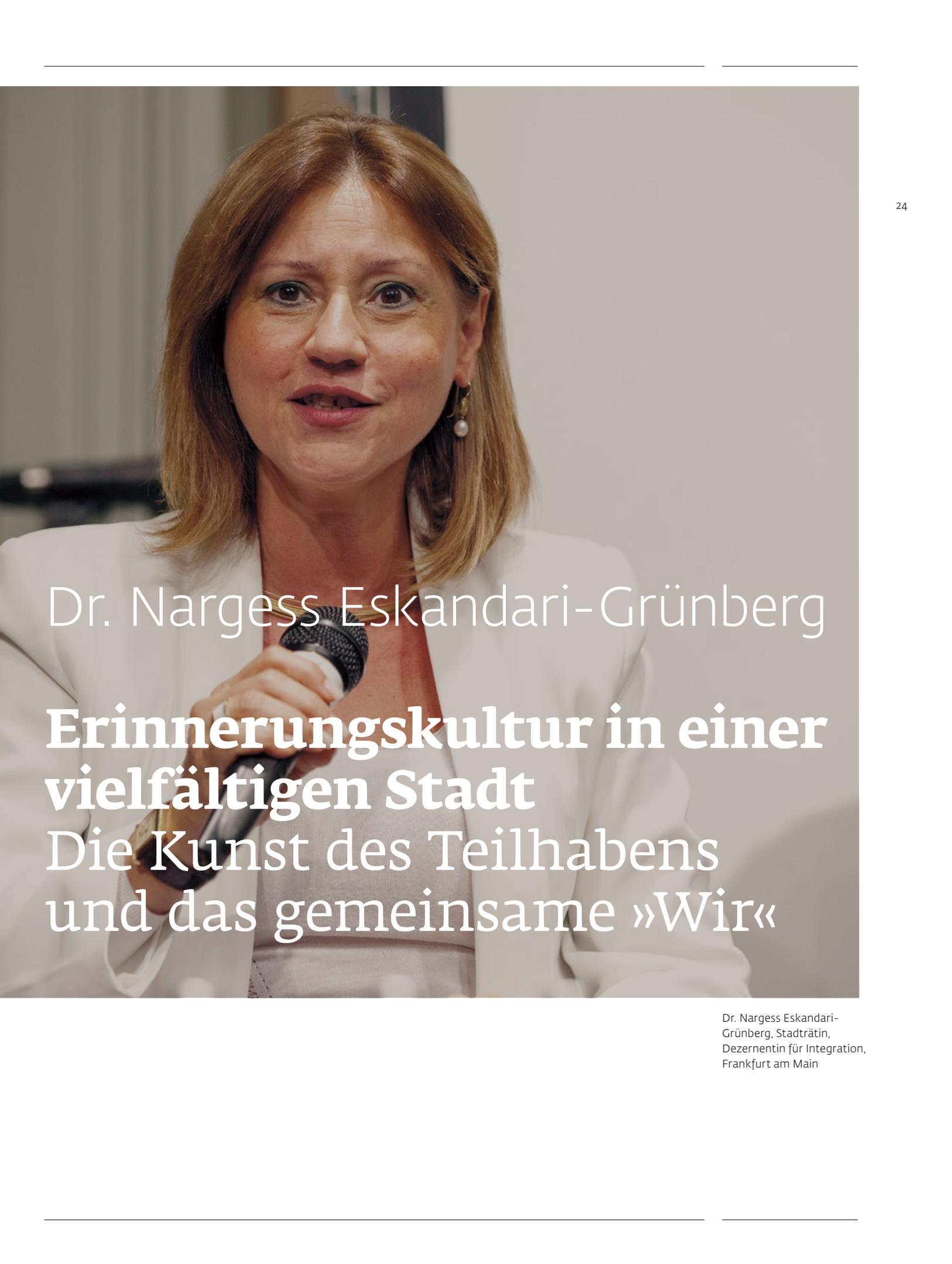
»Sie werden sich darin verbeißen, x-mal über die Shoah zu sprechen, na gut, das war ein ganz großes Drama, ein nationales, internationales [...] aber eben genauso wie die Sklaverei, genauso wie die Kriege, die im Augenblick passieren, genauso wie Palästina [...]. Das muss ein Gleichgewicht sein, nicht dass man die einen humanisiert und die anderen enthumanisiert, weil [...] wir sind doch die Kinder davon, wir sind die Kinder der Sklaverei [...], wir sind die Kinder der Kolonisierung.«

»Genauso der Algerienkrieg. Man spricht über den Algerienkrieg in einer bestimmten Weise, aber man spricht nicht von den Gräueltaten, die da unten tatsächlich passiert sind. Frankreich wird nie wirklich, nie ganz und gar anerkennen, wie groß seine Verantwortung ist an dem, was es in Afrika angerichtet hat.«

»Ich habe geschrieben: »Ich bin afrikanisch genauso wie der Wohlstand des lieblichen Frankreich«, sie werden es nie wirklich anerkennen. [...] Man hat uns ausgeraubt, man hat uns unser Geld abgenommen, wir haben Frankreich wieder aufgebaut, das Mindeste wäre doch, dass man die Kinder von denen respektiert, die für Frankreich gekämpft haben, oder die kolonisiert wurden, dass man zumindest ihre Kinder respektiert [...]. Und wir werden heute nicht respektiert.«

»Was ich verlange, ist [...]: unsere Eltern, unsere Großeltern, die Frankreich wieder aufgebaut haben, den ganzen Wohlstand von Frankreich, zum größten Teil, die wurden in Afrika genommen, während Afrika, die sterben heute vor Hunger. Auch das ist eine Realität, also das Mindeste wäre, Afrika zu respektieren und seine Kinder zu respektieren.«

»Ich bin Franzose, aber es gibt Leute, bei denen habe ich keine Lust, mich als Franzose zu fühlen.«



Dr. Nargess Eskandari-Grünberg

Erinnerungskultur in einer vielfältigen Stadt

Die Kunst des Teilhabens
und das gemeinsame »Wir«

Dr. Nargess Eskandari-Grünberg, Stadträtin,
Dezernentin für Integration,
Frankfurt am Main

Wenn wir uns erinnern, an den gestrigen Tag, die letzte Woche, das letzte Jahr, dann erinnern wir uns nur an Bruchstücke. Die Rekonstruktion des Gewesenen lässt nur diese zu. In der Regel sind es weniger logische Momente, an die wir uns erinnern, sondern es sind Emotionen, an die wir unsere Erinnerungen knüpfen. Wenn wir uns erinnern, dann nur an manches, was schließlich und letztlich zur Folge hat, dass weit nicht alles, was gewesen ist, in diesen Erinnerungen vorkommt. Zygmunt Bauman macht dies am Beispiel eines Bildhauers deutlich. Zur Erschaffung eines Bildnisses muss dieser mit einem Meißel alles Überflüssige abtragen, damit aus einem Stein eine Form entsteht, die er Statue nennen kann. Wenn wir eine Geschichte schreiben, dann bringen wir genau das zu Papier, was für deren Form wesentlich ist. Alles andere wird keinen Platz finden und für den Betrachter unsichtbar bleiben. Gewesenes, das in *dieser* Geschichte keinen Platz findet, gerät in Vergessenheit.

Wozu Geschichte?

Die kollektive Geschichte vieler ist um ein Vielfaches komplexer. Die Frage, welche Erinnerungen in das kollektive Gedächtnis Einzug finden, ist ein von Macht geprägter Aushandlungsprozess. Wenn wir versuchen, Erinnerungskultur zu beschreiben, können wir im übertragenen Sinne von einer Festplatte und vom Arbeitsspeicher sprechen. Die Festplatte sind die Archive, der Arbeitsspeicher ist das, was die Öffentlichkeit im Moment bewegt. Selbst tragische Ereignisse, die im Moment dieses Bewusstseins dominieren, sind in der Regel schon wenige Monate später schon nicht mehr im Detail zu

rekonstruieren. Denn die Sachverhalte sind zu komplex, als dass sie von allen gleich interpretiert werden. Hier gilt es drei Fragen zu stellen. Wer ist das »Wir« in einer vielfältigen Gesellschaft und gibt es homogene Gesellschaften? Zweitens: Welchen Zweck verfolgt die Erinnerung, das Wachhalten, das Interpretieren dieses einen Ereignisses für eine Gesellschaft? Und drittens, wie werden diese Ereignisse in einer vielfältigen Gesellschaft rezipiert?

Erinnerung als kollektiver Aushandlungsprozess

Die narrative Rekonstruktion eines Ereignisses ist ein politischer Akt. Denn im Grunde geht es um nichts weniger als um die Konstruktion und die Legitimation des »Wir« und damit zwangsläufig um die Frage, wer die Definitionshoheit über dieses »Wir« besitzt.

Narrativ wird Identität stets in Abgrenzung zu Anderen konstruiert. Und dies nicht anhand einer objektiv gegebenen Realität, sondern in Anlehnung an eine Wunschvorstellung des eigenen Seins. Argumentative Ausgangspunkte für diese Konstruktion greifen nicht auf Wahrheiten, sondern aus einem Pool an miteinander in Konkurrenz stehenden Wahrscheinlichkeiten auf die von allen oder den meisten, oder den Fachleuten für richtig gehaltenen und somit anerkannten Wahrscheinlichkeiten zurück. Zugleich müssen wir uns bewusst sein, dass es sich bei Begriffen stets um Begriffscontainer handelt, unter denen unterschiedliche Menschen unterschiedliche Emotionen, Erfahrungen und Wertungen subsumieren.

Dass Deutschland bereits seit Mitte der 1950er Jahre ein Einwanderungsland ist, dies jedoch erst seit wenigen Jahren Teil des öffentlichen Diskurs ist, ist ein Beispiel hierfür – jedoch auch dafür, dass sich anerkannte Meinungen ändern können und damit auch die kollektive Identität. Dieses Beispiel lässt die Frage offen, was Integration in einem Einwanderungsland bedeutet. Soziologisch betrachtet handelt es sich hier um einen Prozess des gemeinsamen Zusammenlebens. Jedoch wird dieser Begriff auch, Assimilation fordernd, zur Konstruktion einer vermeintlich homogenen Identität durch Abgrenzung zu einem ebenso vermeintlich homogenen Anderen genutzt.

Identitätsbildung durch Narrativität ist dabei nicht einzig diskursiv, sondern im Kontext der Verwobenheit von normativer und physischer Macht und der Komplexität von konstituierender und konstituierter Macht zu betrachten.

Wenn wir also wissen wollen, wie Identität und Geschichte geschaffen und interpretiert werden und in welchem Kontext hierzu Kunst steht, dann brauchen wir ein Konzept, das dieser Verwobenheit und Komplexität gerecht wird.

Es ist Michel Foucaults Konzept des Dispositivs¹⁵, das uns hier weiterhilft. Ihm kommen drei Eigenschaften zu. Es umfasst die heterogene Gesamtheit aller Dinge, Diskurse, Architektur, Kunst, Kultur, Politik, Geld, Gesetze, Medien, Geschichtsbücher, bis hin zur Emanation von Macht. Es stellt sozusagen das Netzwerk zwischen all diesen Einheiten

dar. Zweitens kommt ihm eine strategische Funktion zu. Als drittes kennzeichnet es ein Machtverhältnis, in das dieses Netzwerk und die strategische Funktion eingebettet sind. Dieses Machtverhältnis geht aus der Verschränkung von Macht- und Wissensverhältnissen hervor.

Doch welche Möglichkeiten bietet uns Kunst, wenn wir uns für Teilhabe und Chancengerechtigkeit einsetzen? Wenn wir Machtstrukturen und exkludierende Diskurse durchbrechen wollen, damit aus dem »Wir« ein partizipatives »Wir« wird und Geschichten zu Gehör gebracht werden, die sonst ungehört blieben?

Vielfältiges und kunstvolles Frankfurt

Frankfurt ist eine internationale und welt-offene Stadt, die Menschen aus 180 Nationen ihr Zuhause nennen – und egal welcher Herkunft, welcher Staatsbürgerschaft, welcher Religion angehörig, was die Menschen eint, ist ihr emotionales Bekenntnis zu diesem ihrem gemeinsamen Frankfurt. Kunst spielt für dieses gemeinsame Frankfurt eine wesentliche Rolle.

Wenn wir eingangs von Erinnerung durch Emotionen sprachen, von einem gemeinsamen »Wir«, dann finden wir genau dies in der Kunst wieder. In ihr laufen Fiktion und Wirklichkeit zusammen, emotional werden Zuschauer und Betrachter mitgenommen auf eine Reise und die ihnen vermittelte Botschaft prägt sich auf eine besondere Art ein – sie berührt, bewegt, regt zum Nachdenken an.



¹⁵ Siehe aber auch Agamben, Giorgio, *Was ist ein Dispositiv?*, 2008.



Kunst wird in Frankfurt von vielen Akteuren getragen. Sie eint und sie leistet einen wesentlichen Beitrag zum weltoffenen und internationalen Charakter der Stadt. Damit es ein gemeinsames »Wir« geben kann, muss die Geschichte, wie sie geschrieben wird, von allen geschrieben werden.

Frankfurt kann in dieser Hinsicht auf eine Fülle von Projekten blicken. Oftmals geht es dabei, wie bei der Ausstellung »Alles nur Karikatur« des Güneş Theaters, in der die Karikaturisten des Satiremagazins Don Quichote Flucht, Heimat und Entwurzelung thematisierten, nicht nur um einen Perspektivenwechsel durch das Dechiffrieren im Kopf, sondern durch das Sicheinlassen mit dem Herzen.

Mit der Inszenierung von Anna Seghers Roman »Transit« setzten das Theater Willy Praml und das WU WEI Theater die Situation der heutigen Flüchtlinge in den Kontext der Flüchtlinge der 1940er Jahre.

Das Theaterstück »Frankfurt Babel« des Jungen Schauspiels ist ein Projekt mit jungen Geflüchteten, das es geschafft hat, über Theater unterschiedlichste Menschen zusammenzubringen, eine gemeinsame Lebenswelt zu schaffen und jungen Flüchtlingen zu zeigen, dass sie als Individuen einen Platz in dieser Gesellschaft haben.

Kunst stellt vor, Kunst verbindet. Nach dem Motto »Europas Herzstück ist seine Kultur« stellt die EZB mit ihren Europa-Kulturtagen jedes Jahr ein anders Land vor.

Das seit zehn Jahren stattfindende Afrikanische Kulturfest steht für eine Gesellschaft, in der Ausgrenzung, Diskriminierung und Rassismus keinen Platz haben und die von WIZO in der Frankfurter Paulskirche organisierte Ausstellung »Women & their olive trees« zeigte, wie Frauen unterschiedlichster Religionen als Frauen in der Kunst zusammenfanden. Mit ihren Bildern und ihrem Projekt sind sie beispielgebend in der Überwindung von Grenzen.



Auch die Frankfurter interkulturellen Wochen tragen jedes Jahr dazu bei, Menschen mit einem vielfältigen Programm zusammenzubringen und zu zeigen, wie Vielfalt aktiv gestaltet werden kann. Sie machen Begegnungen möglich, laden zum Feiern ein und bieten einen Rahmen dafür, über Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu sprechen.

Im Historischen Museum ist das Thema Migration bereits seit Ende der 1990er Jahre präsent. Es stellt einen Schwerpunkt in der Vermittlungsarbeit dar. Von 2004 bis 2011 war dort die Ausstellung »Von Fremden zu Frankfurtern« zu sehen. Additiv fand im Rahmen dieser Ausstellung über die Jahre ein umfangreiches Rahmenprogramm mit zahlreichen Kooperationspartnern statt.

Bei all diesen Projekten geht es um Teilhabe, um Chancengerechtigkeit, um den Abbau von Barrieren und um Zugänge. Die finanziellen Unterstützungsleistungen durch das Amt für multikulturelle Angelegenheiten

sind dabei nur ein Aspekt, die Vermittlung von Wissen, Sensibilisierung und Übersetzung ein anderer, durchaus wesentlicher. Es geht darum, Verwaltung und Institutionen interkulturell zu öffnen und Angebote für alle zugänglich zu machen. Denn nur wenn man um ein Ereignis weiß, wenn man sich emotional zugehörig fühlt, ist Erinnerung möglich.



Kurzbiographien der Autoren und Künstler*

Dr. Nargess Eskandari-Grünberg

1985 flüchtete Nargess Eskandari-Grünberg als Verfolgte des islamischen Regimes aus dem Iran nach Deutschland und lebt seitdem in Frankfurt am Main. Sie studierte Psychologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, wo sie anschließend auch promovierte. Sie arbeitete als Psychologin für das Deutsche Rote Kreuz in Frankfurt am Main, wo sie die Beratungsstelle für ältere Migrantinnen und Migranten leitete. Sie ist als Psychotherapeutin in eigener Praxis niedergelassen.

Von 2001 bis 2008 war sie Stadtverordnete der Stadt Frankfurt am Main für Bündnis 90/ die Grünen und war vier Jahre lang Vorsitzende des Integrationsausschusses des Stadtparlaments. Sie ist seit 2008 Mitglied des Magistrats als ehrenamtliche Stadträtin und Dezernentin für Integration. In dieser Position war sie seit 2010 maßgeblich an der Entwicklung eines neuen Integrations- und Diversitätskonzepts für die Stadt Frankfurt beteiligt. Sie setzt sich für eine tolerante und weltoffene Stadt ein, in der Menschen sich mit all ihrer Vielfalt zugehörig und gleichberechtigt fühlen können und an einem friedlichen Miteinander teilhaben.

www.vielfalt-bewegt-frankfurt.de

Prof. Dr. Etienne François

Etienne François ist Absolvent der Ecole Normale Supérieure (Paris). Er studierte Geschichte und Geographie in Nancy und Paris. 1974 promovierte er an der Universität Paris X, 1986 erfolgte die Habilitation an der Universität Straßburg. Er lehrte an den Universitäten Nancy-II und Paris-I (Panthéon-Sorbonne) sowie an der Technischen Universität und an der Freien Universität Berlin. Zwischen 1979 und 1986 leitete er die »Mission Historique Française en Allemagne« (Göttingen). Nach einem Jahr als Fellow am Berliner Wissenschaftskolleg (1991 bis 1992) war er von 1992 bis 1999 Gründungsdirektor des Centre Marc Bloch in Berlin. Er ist seit 2001 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und seit 2008 emeritiert.

Über die akademischen Grenzen hinaus bekannt machten ihn die von ihm zusammen mit Hagen Schulze herausgegebenen *Deutschen Erinnerungsorte*.

Etienne François ist außerdem Beiratsvorsitzender der Stiftung Genshagen.

* Die Biographien sind zum Zeitpunkt der Veranstaltung erstellt worden und berücksichtigen keine aktuellen Entwicklungen.

Bernard Klein

Bernard Klein studierte Geschichte und Personalwesen an der Universität Marc Bloch und der Universität Robert Schuman in Straßburg. Er unterrichtete Geschichte im Sekundärbereich und an der Straßburger Militärschule. Seit 1995 leitet Bernard Klein die Internationale Jugendbegegnungsstätte Albert-Schweitzer in Niederbronn-les-Bains in Frankreich an der deutsch-französischen Grenze. Diese Bildungsstätte des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. versteht sich als Ort für interkulturelle und grenzüberschreitende deutsch-französische Projekte der historisch-politischen Bildung. Als Leiter dieser Einrichtung sind Bernard Kleins Interessenschwerpunkte die deutsch-französische Interkulturalität, vergleichende Geschichte und narrative Pädagogik. Bernard Klein verfasste zahlreiche Werke und Beiträge, in denen er die elsässische Geschichte behandelt. Überzeugt davon, dass Geschichte sich auch anders als durch den gewöhnlichen Unterricht in der Schule vermitteln lässt, versucht er mithilfe von verschiedensten Erzählungen die Vergangenheit den Schülerinnen und Schülern näherzubringen.

www.ci-as.eu

Rainer Ohliger

Rainer Ohliger ist Historiker und Sozialwissenschaftler (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und University of Michigan, Ann Arbor) mit den Arbeitsgebieten historische und internationale Migration, interethnische Beziehungen sowie Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Seit 2015 leitet er das wissenschaftliche Sekretariat der Robert Bosch Expertenkommission zur Neuausrichtung der Flüchtlingspolitik. Er ist Gründungsmitglied und Vorstand des Netzwerks Migration in Europa e. V., einer Plattform von Wissenschaftlern und Praktikern im Themenfeld Migration und Integration, die an der Schnittstelle zwischen Information, Bildung, Beratung, Forschung und Vernetzung tätig sind.

Zu seinen Veröffentlichungen zählen unter anderem: *Crossover Geschichte: Historisches Bewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft* (mit Viola Georgi, Hg.), Hamburg 2009.

www.network-migration.org
www.migrants-moving-history.org

Marc Sinan

Marc Sinan ist Gitarrist und Komponist und spielt seit seiner frühen Jugend auf internationalen Konzertbühnen. Er hat einen deutsch-türkisch-armenischen Familienhintergrund und lebt in Berlin. Marc Sinan studierte ab 1990 unter anderem am Mozarteum in Salzburg und am New England Conservatory of Music in Boston und unterrichtete bis 2003 an der Musikhochschule Augsburg. Neben Solokonzerten und Kammermusik-Projekten spielte Marc Sinan als Solist unter anderem mit Orchestern wie dem Royal Philharmonic Orchestra oder dem Georgischen Kammerorchester. Seit seiner Tournee *From Istanbul to Buenos Aires* in 2002 arbeitet Marc Sinan auch intensiv mit Musikern anderer Genres zusammen. So war er als Solist mit Jazzensemble in seinem Wes-Montgomery-Projekt *Livin' Swing* zu hören.

2008 debütierte er beim renommierten Münchener Label ECM mit seinem Projekt *Fasil*. 2010 erarbeitete er mit den Dresdner Sinfonikern die Konzertinstallation *Hasretim – Eine anatolische Reise*, für die er den Sonderpreis der Deutschen UNESCO-Kommission erhielt. Im Jahre 2015, anlässlich des 100. Jahrestages des Völkermordes an den Armeniern, wurde im Berliner Maxim Gorki Theater sein nach *Hasretim* und *Dede Korkut* drittes musiktheatralisches Projekt aufgeführt: *Komitas*.

www.marcsinan.com

La Caravane du Maghreb

Seit mehr als dreizehn Jahren spielen **Youssef Belbachir** (Sänger) und **Karim Souheil** (Piano, Gitarre) marokkanische und algerische Musik in Berlin. Zur ihrer Gruppe »La Caravane du Maghreb« gehören auch **Miloud Messabih** (Akkordeon, Tbal), **David Beck** (Gimbri, Oud) und **Rhedar Bendib** (Darbuka, Percussion). Als Youssef Belbachir die Gnawa-Musik kennenlernte, war er derart beeindruckt, dass er diese Musik nach Berlin mitnahm und dort anreichte, indem er der traditionellen Interpretation Gitarrenklänge hinzufügte. Die Gnawa sind eine ethnische Minderheit in Marokko. Ihre Vorfahren waren Sklaven aus verschiedenen westafrikanischen Ländern. Ihre Musik befasste sich mit dem Gefangensein, Zwang und Strapazen durch gewaltsamen Heimatverlust und den Herausforderungen der Eingliederung in ein neues soziales Gefüge. La Caravane du Maghreb spielt aber auch andere Musikrichtungen, so zum Beispiel aus dem arabisch-andalusischen Repertoire. Diese Stilrichtung entwickelte sich vom 9. bis zum 15. Jahrhundert auf der Iberischen Halbinsel. Sie mischt arabische, westliche und jüdische Einflüsse. Die Vertreibung von Muslimen und sephardischen Juden nach der Reconquista, der »Wiedereroberung«, des Landes durch die Christen, führte dazu, dass sich diese Musik über das heutige Spanien hinaus verbreitete – unter anderem in die Länder des Maghreb.

La Caravane du Maghreb sind einem bundesweiten Publikum durch das Projekt »Heimatlieder aus Deutschland« bekannt geworden. Mit diesem Berliner Kunstprojekt spielten sie unter anderem schon in der Komischen Oper Berlin, der Semperoper Dresden und demnächst im Thalia Theater Hamburg. Die Heimatlieder aus Deutschland zeigen eine neue Form des Heimatliedes mit Liedern, die nach Deutschland »eingewandert« sind. Die Musiker, die seit Jahren in Deutschland leben, zeigen dabei, wie sich uralte Lieder verändert haben und wie sich daraus eine aktualisierte Form des Volksliedes entwickelt hat. Im Vordergrund steht dabei die Vielfalt der musikalischen Welt, die in Deutschland erlebt werden kann.

www.heimatliederausdeutschland.de

Impressum

Herausgeber

Stiftung Genshagen
Kunst- und Kulturvermittlung in Europa
Christel Hartmann-Fritsch

Am Schloss 1
14974 Genshagen

+49 (0)3378 805931
institut@stiftung-genshagen.de

www.stiftung-genshagen.de

Team

Projektleitung und Redaktion:
Noémie Kaufman, Stiftung Genshagen
Dr. Juliane Haubold-Stolle, Volksbund Deutsche
Kriegsgräberfürsorge e. V.

Projektassistenz und Lektorat:
Ann-Sophie Holz, Stiftung Genshagen

Übersetzung

Thomas Laugstien

Gestaltung

M.O.R. Design, www.mor-design.de

Bildnachweis

Fotos: René Arnold

Alle Rechte vorbehalten. Abdruck oder vergleichbare
Verwendung von Arbeiten der Stiftung Genshagen
ist, auch in Auszügen, nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung gestattet.

©Stiftung Genshagen, 2016

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinungen der
Autorinnen und Autoren und nicht die Position der Heraus-
geber und Veranstalter wieder. Bei allen Bezeichnungen, die
sich auf Personen beziehen, meint die Formulierung stets
beide Geschlechter.

Realisiert von



Kooperationspartner



Gefördert durch



